

gegeben wird, habe ich ganz brühwarm benützen können, was Sie über Swedenborg sagten; kommt es Ihnen zu Gesichte, so mag es mein Andenken in Ihrem Gedächtnisse auffrischen. Mein Zustand ist leider noch immer derselbe, und es will mich sogar bedünken, als litte ich unendlich mehr als früher. Ich muß nun zusehen, wie ich die Geduld bewahre, eine so schreckliche Heimsuchung mit Anstand zu ertragen“.

Das Buch, von dem Heine hier sprach, war der „Romanzero“, der im Herbst 1851 erschien. In dem Nachworte zu dieser Gedichtsammlung kommt Heine auch auf Swedenborg zu sprechen. Was er da sagt, ist sicher ein Ergebnis der Unterhaltung mit dem schwäbischen Philosophen, natürlich in Heinesche Manier umgewandelt. Er erzählt, daß nach Swedenborg die meisten Menschen in der anderen Welt das alte Treiben ruhig fortsetzen, manche hätten allerdings im Guten wie im Bösen ihren Charakter weiter ausgebildet. Diese Ansichten erschienen dem Dichter ebenso bedeutsam wie scharfsinnig. Er meint, daß der skandinavische Seher die Einheit und Unteilbarkeit unserer Existenz richtig erkannt habe. Aber er kann sich bei allem Ernst, mit dem er die Frage behandelt, doch die witzige Schlusspointe nicht schenken: „In der anderen Welt des Swedenborg werden sich die armen Grönländer auch behaglich fühlen, die einst, als die dänischen Missionäre sie bekehren wollten, an diese die Frage richteten: »Ob es im christlichen Himmel auch Seehunde gäbe?« Auf die verneinende Antwort erwiderten sie betrübt: »Der christliche Himmel passe alsdann nicht für Grönländer, die nicht ohne Seehunde existieren können.«“.

Ich weiß nicht, ob der ernsthafte deutsche Philosoph sehr zufrieden war, als ihm das Schlusswort des „Romanzero“ zukam mit der Versicherung des Dichters: „Sei getrost, teurer Leser, es giebt eine Fortdauer nach dem Tode, und in der anderen Welt werden wir auch unsere Seehunde wiederfinden“.

Fünfundzwanzigstes Kapitel. Alexander Weill.

Der letzte aus dem Kreise der Freunde Heinrich Heines, der letzte der kleinen Tafelrunde, die sich um den Dichter versammelte und die ihn auch auf der Matragengruft nicht verließ, war Alexander Weill, der am 16. April 1899 nach einem langen, an Abenteuern und barocken Einfällen überreichen Leben in Paris gestorben ist. Er war ein wunderlicher Heiliger und ein komischer Kauz dazu; man könnte fast versucht sein, ihn ein Original zu nennen, aber ich glaube, daß damit die Charakteristik seines Wesens nicht erschöpft wäre. Alexander Weill wollte ein biblischer Prophet und ein französischer Dichter sein. Beides ist er aber nicht gewesen und nicht geworden. Darin beruht die Tragik oder wenn man will:

die Donquichotterie seines Lebens. Nichtsdestoweniger schrieb er ein gutes Französisch, spielte er zu Zeiten eine gewisse Rolle in der französischen Litteratur und sogar in der Politik. Er war der Freund von Balzac, Victor Hugo, Alexander Dumas und anderer Notabilitäten und — was uns hier am meisten interessiert — auch der Freund Heinrich Heines.

Es verlohnt sich, über Alexander Weill etwas mehr zu sagen. Wenn ich nicht irre, hat ihm sogar Lombroso einen Platz in seinem Buche: „Genie und Wahnsinn“ angewiesen. Aber ich will mich hier darauf beschränken, seine persönlichen Beziehungen zu Heinrich Heine, der ja doch der Interessantere ist, zu schildern. Es ist dies notwendig, da „der kleine Weill“, so wurde er nämlich bis zu seinem Tode genannt, darüber ein Buch geschrieben hat, das voll ist von — nun, ich will gegen den Toten höflich sein und nur sagen: von Erdichtungen. Damit diese aber nicht in die Litteraturgeschichte übergehen, erscheint es als ein Akt der Pflicht gegen den Dichter selbst, das Verhältnis zwischen beiden historisch festzustellen.

Im Herbst 1839 kam Alexander Weill, der ein geborener elsässischer Jude war und später die berühmte Talmudschule zu Frankfurt a. M. besuchte, um Rabbiner zu werden, der aber, nachdem er ein hübsches Ballettmädchen geküßt, diesen ehrwürdigen Beruf aufgegeben und sich als deutscher Schriftsteller versucht hatte, mit der Familie seines Verlegers Durand nach Paris. Er war 26 Jahre alt und hatte 26 Francs in der Tasche, außerdem einen Empfehlungsbrief von Gustav Kühne an Heine.

Nun war aber Heine damals recht schlecht auf Kühne zu sprechen, der Heines persönlichen Bedrängnisse „mit empörender Roheit“ in seinem Blatte besprochen hatte. Die Aufnahme wäre keine allzu freundliche gewesen, wenn Weill sich nicht mit einem frivolen Scherzwort aus der hebräischen Poesie des Mittelalters in sehr geschickter Weise eingeführt hätte. Als er den Brief gelesen hatte, sagte Heine: „Sie bedürfen keiner Empfehlung. Man hat Sie oft für mich gehalten, das will sagen, daß Sie verteuelt viel Geist besitzen müssen. Ich habe noch keine von Ihren Korrespondenzen gelesen“. Das Eis war gebrochen. Als er Abschied nahm, sagte Heine: „Sie können zu mir jeden Tag und zu jeder Stunde kommen. Sie können bei mir frühstücken, wann Sie wollen; nur Geld dürfen Sie nicht von mir verlangen“. Im großen Ganzen hat sich Weill an dieses Programm gehalten, und wenn er doch Heine später manchmal anpumpfte, so fand er trotzdem offene Taschen bei ihm. Mathilde war damals 23 Jahre alt und bildschön. Heine lebte mit ihr in wilder, aber glücklicher Ehe. Die Schilderung, die Weill von ihr entworfen, ist indes doch etwas zu phantastisch. Er vergleicht sie mit der Statue der Phryne in der Académie des beaux arts in Madrid. Heine nannte sie damals „meine wilde Raze“. Als er zum erstenmal Weills Urteil über Mathilde hören



Mathilde Heine.

wollte, sagte dieser: „Körperlich ist sie der Marie Stuart ähnlich, hoffentlich aber nicht in ihren Fehlern und Lastern“.

Was nun Alexander Weill über Heines Ehe in seinem Buche: „Souvenirs intimes de Henri Heine“ (Paris 1883) erzählt, ist zum Teil unwahr, zum Teil übertrieben. Aber manches ist doch sehr interessant und trägt entweder den Stempel der Wahrscheinlichkeit auf der Stirn oder es ist durch anderweitige Äußerungen beglaubigt und kann deshalb als wahr angenommen werden. Denn gerade in der Zeit, in der das Verhältnis Heines zu Mathilde eine entscheidende Wendung nahm, kam Weill nach Paris. Er erzählt, daß Mathilde viele Verehrer hatte,

daß sie sich schließlich aber doch den standhaften Bewerbungen des deutschen Poeten gefangen gab und einwilligte, mit ihm zusammen zu leben. Sie gab ihre Stellung als Modistin auf, und die Besitzerin jenes Modewarengeschäfts, in dem sie angestellt gewesen, erhielt von Heine 3000 Francs Entschädigung. Wenn man Weill glauben darf, so hat Mathilde ihm einmal wörtlich das Gespräch nacherzählt, das sie mit Heine am ersten Abend ihres Zusammenwohnens geführt hat. Sie sagte damals:

„Henri, je t'ai donné tout ce qu'une honnête fille peut donner à l'homme qu'elle aime et qu'il ne peut lui rendre. Si tu crois que je ne sais pas que tu m'as achetée tu te tromps. Si j'ai consenti à être ta maitresse, c'est d'abord parce que de tous les hommes qui m'ont fait la cour, toi seul m'as plu, et parce qu'on m'a dit les Allemands étaient plus fidèles que les Français. Mais que tu m'aies achetée ou non, mois, je ne me suis pas vendue! Apprends donc que jamais je ne te quitterai, que tu m'aimes ou non, que tu m'épouses ou non, que tu me maltraites ou non, jamais je ne te quitterai. Entends-tu bien! Jamais! jamais! jamais!“

Es ist bekannt, daß Mathilde Wort gehalten hat.

Weill will aber auch dazu beigetragen haben, daß Heine sein Verhältnis später zu einer regelrechten Ehe erhob. Es geschah dieses, wie man weiß, nach dem Duell mit dem Gatten von Börnes Freundin im Jahre 1841. Weill behauptet, daß er und ein anderer Freund des Dichters diesen gezwungen hätten, nicht allein sich mit Herrn Strauß zu schlagen, sondern auch sich mit Mathilde ehelich zu verbinden. Er, der zufällig damals gerade in Deutschland gewesen sein will, habe Heine einen Brief geschrieben und die Notwendigkeit dieser beiden Akte vorgeführt. In einem dieser Briefe schrieb er ihm, daß er sobald als möglich Mathilde heiraten müsse, und sei es nur, um sich von ihr trennen zu lassen. „On se sépare de sa femme“, fügte er auf Französisch hinzu, „mais on ne quitte pas sa maitresse“. Heine zeigte diesen Brief seiner Frau nach der Heirat, sie lachte und war nicht böse darüber. „Cela ressemble bien au petit Weill“, sagte sie. Und als dieser Heine in Paris verheiratet wieder sah, sagte der Dichter zu ihm in Gegenwart seiner Gattin: „Madame Wohl hat sich schrecklich an mir gerächt. Sie hat mich gezwungen, Mathilde zu heiraten; aber auch ich werde mich rächen. Ich habe in meinem Testament alles, was ich habe, meiner Frau vermacht unter der Bedingung, daß sie gleich nach meinem Tode sich wieder verheirate. So bin ich sicher, daß es wenigstens einen Menschen auf der Welt giebt, der alle Tage meinen Tod betrauern wird. Wäre der Heine nicht gestorben, wird er jeden Morgen sagen, so hätte ich seine Frau nicht“.

Man sieht, Alexander Weill spielt nach seiner Versicherung eine große Rolle im Hause Heines; immer vorausgesetzt, daß man seinen Mitteilungen unbedingt glauben kann, wozu ich jedoch, wie gesagt, nicht durchaus raten möchte.

Sehr hübsch und wahrheitsgetreu ist das, was Alexander Weill über die Häuslichkeit Heines berichtet. Man kann dabei selbst die kleinen Brügeleien mit in den Kauf nehmen, die zwischen Heine und seiner Frau vorgefallen sein sollen, zumal da auf jeden Sturm ein desto hellerer Sonnenschein folgte.

Auch in dem journalistischen Kampfe, den die Freunde und Anhänger Börnes gegen Heine unternahmen, stand Weill auf der Seite des Dichters, obwohl er mit Börne ebenfalls befreundet war. Dagegen trennten sich ihre Anschauungen in der Politik. Für Heine war die Republik kein erstrebenswertes Ideal. Ein aufrichtiger Monarchist war er auch nicht; er war früher Anhänger der Juli-Monarchie, weil er, wie er sagte, sich keinen besseren Zustand im damaligen Frankreich denken konnte. Er hatte eine Unterstützung als Flüchtling bezogen, was ihn nicht hinderte, über die französische Politik so zu schreiben, wie er wirklich dachte. Die Republik war ihm nur ein Namenswechsel, ein neuer Titel. Der Name war ihm Schall und Rauch. „Nur das Farbige kann mich entzücken. Die abstrakte Idee ist ohne Reiz für mich. Was wäre die Liebe, wenn es keine Frauen, die Freundschaft, wenn es keine Freunde gäbe? Verzichteten Sie auf die Republik, denn es giebt keine Republikaner.“ Wenn nun Alexander Weill sich zum Sittenrichter über Heine aufwirft, so war das im Grunde genommen mehr als komisch, denn er selbst änderte fast in jedem Jahrzehnt seine politischen Ansichten. Anfangs entschiedener Republikaner, dann leidenschaftlicher Sozialdemokrat, wandelte er nach dem Staatsstreich vom 2. Dezember plötzlich seine politischen Anschauungen und wurde, obwohl er dies später bestritten hat, ein eifriger Anhänger des zweiten Kaiserreichs. Er hatte also am wenigsten ein Recht, über Heines politische Ansichten ein Verdikt zu fällen. Ein einziger Ausspruch, den er darüber in seinem Buche bringt, klingt allerdings ganz heinisch. Er sagte einmal: „Alles besteht nur durch und im Kontrast. Der Tag mit der Nacht, der Vokal mit dem Konsonanten, die gerade mit der ungeraden Zahl, der Mann mit der Frau, der Geist mit der Dummheit (die unentbehrlich ist), die Harmonie durch die Dissonanz, und so auch besteht und dauert nur die Monarchie mit republikanischen Ministern und die Republik mit monarchischen Staatsmännern“.

Ein großer Irrtum aber ist es, wenn Weill erzählt, daß Heine nicht wußte, woher seine Pension kam, und daß er glaubte, sie käme direkt aus der Privatkasse desselben Louis Philipp, über dessen Geiz er sich oft moquiert hat. Heine wußte ganz genau, daß die Pension von 4800 Francs (nicht 6000 Francs, wie Weill behauptet), die er einige Jahre hindurch bezog, aus jenem Fonds stammte, den die französische Regierung Ausländern, Königen und Staatsmännern, Schriftstellern und Journalisten, die durch Geburt oder hervorragende Leistungen sich auszeichneten und in Paris im Exil in gedrückten Verhältnissen lebten, aus einem

geheimen Fonds zahlte. Man wird, wie wir schon früher konstatiert haben, die milde Auffassung, die er selbst von diesem „großen Almosen, das das französische Volk an so viele Tausende von Fremden spendete, die sich durch ihren Eifer für die Sache der Revolution mehr oder minder glorreich kompromittiert hatten und an dem gastlichen Herde Frankreichs eine Freistätte suchten“, heute nicht mehr teilen können. Wenn es eine Verleumdung wäre, zu behaupten, Heine wurde für das bezahlt, was er schrieb, so war doch eine Zeit lang der Verdacht nicht unberechtigt, daß er für das bezahlt wurde, was er nicht schrieb. Freilich auch dieser Verdacht erweist sich bei näherer Betrachtung als hinfällig.

Da Alexander Weill bei Heine in den vierziger Jahren aus- und einging, so sah er dort natürlich alle Freunde des Dichters, die aus der Fremde kamen. In seiner Erzählung tritt die einzige Freundin Mathildens, Madame Arnaut, die „flammenäugige Elise“ von Heine genannt, die Gattin eines Zirkusdirektors in Paris zum erstenmal vor uns auf. Alfred Meißner hat sie in seinen Erinnerungen nicht genannt und nur flüchtig erwähnt. Ebenso Madame Friedland, die Schwester Ferdinand Lassalles, dessen Bekanntschaft Weill ebenfalls bei dem bereits erwähnten Diner, das Heine dem Geschwisterpaar zu Ehren gab, gemacht hat, und noch manche andere, die wir weniger kennen.

In den trüben Tagen, die über Heine durch die Schuld seiner reichen Hamburger Verwandten gekommen waren, stand ihm Weill treu zur Seite. Er wußte Meyerbeer für den Dichter zu interessieren; er ist sogar für ihn einmal zu Benoit Fould, der ja mit dem Dichter verwandt war, gegangen, aber ohne dort zu reussieren. Was Weill dagegen über Heines Differenzen mit Meyerbeer seiner Zeit erzählte, beruht nicht auf Wahrheit. Er behauptet, daß Heine irgend einer Lappalie wegen über Meyerbeer entrüstet gewesen und ihm eines Tages gesagt habe: „Denken Sie sich diese Chutpe oder Nichtswürdigkeit, mir für meine Frau zwei schlechte Plätze anstatt einer Loge in die Oper zu schicken“. Das mag ja wahr sein, aber die Differenzen zwischen dem Dichter und dem Komponisten lagen doch tiefer.

Alexander Weill behauptet dreist, daß während der Zeit von 15 Jahren keine Woche, ja fast kein Tag vergangen sei, ohne daß er mit Heine entweder gesprächte oder diniert habe. Wenn er nicht kam, schrieb ihm entweder Heine oder Mathilde selbst holte ihn, von der dicken Pauline begleitet, von seiner Wohnung und zankte mit ihm, als wenn er ihr Bruder gewesen wäre. Auch dies ist nur *cum grano salis* aufzunehmen. Heine hielt Weill für einen Menschen, der viel Geist hatte, auch gut unterrichtet war, aber leider nicht sehr methodisch dachte und schrieb. In diesem Sinne empfahl er ihn auch an die „Mugsburger Allgemeine Zeitung“. Oft sogar hatte er Gelegenheit, ihm zu zürnen. Er hielt ihn für eine Kreatur von Gutzow in der Zeit, wo er mit diesem in schärfster Fehde lebte. Er warnte

Laube gelegentlich vor dem „Mist“ der Weillschen Korrespondenzen. Am eindringlichsten warnt er aber seine Frau während seines Aufenthaltes in Hamburg vor Weill, der damals die Absicht hatte, ihn anzupumpen. So schrieb er einmal aus Hamburg am 2. Dezember 1844 an Mathilde: „Gieb wohl acht, daß dieser Mensch Dir nirgends begegnet und daß er nicht Deine Anwesenheit in Paris erfährt. Durch seine Taktlosigkeit, durch seine Verbindungen und durch seine zudringliche Frechheit ist er gefährlicher als ein Feind“. Später verbesserte sich allerdings die Stimmung Heines gegen Weill. Er empfiehlt ihn gelegentlich Campe zur Mitarbeit am „Telegraph“, und 1847 schrieb er sogar zu den „Elsässischen Dorfgeschichten“ Weills jene berühmte Vorrede, die in seine gesammelten Schriften mit aufgenommen wurde.

Alexander Weill lebte damals in heftiger Fehde mit Berthold Auerbach, weil er die Priorität für das Genre der Dorfgeschichten in der deutschen Litteratur für sich in Anspruch nahm. Heine wies der Dorfnovellistik keine bedeutende Stellung in der Litteratur an. Er wagte auch kein Urteil über den Streit zu fällen, aber er hielt doch die Arbeit Weills in „ihrer Art gut und gelungen“ und zollte ihr „das ehrlichste Lob und die freundlichste Anerkennung“.

Was Heine damals über Alexander Weill sagte, ist so klar, und treffsicher wie fast alle seine kritischen Urteile. „Herr Weill ist freilich keiner jener Dichter, die mit angeborener Begabung für plastische Gestaltung ihre stillsinnig harmonischen Kunstgebilde schaffen, aber er besitzt doch in übersprudelnder Fülle eine seltene Ursprünglichkeit des Fühlens und Denkens, ein leicht erregbares, enthusiastisches Gemüt und eine Lebhaftigkeit des Geistes, die ihm im Erzählen und Schildern ganz wunderbar zu statten kommt und seinen litterarischen Erzeugnissen den Charakter eines Naturprodukts verleiht. Er ergreift das Leben in jeder momentanen Aeußerung, er ertappt es auf der That, und er selbst ist sozusagen ein passioniertes Daguerreotyp, das die Erscheinungswelt mehr oder minder glücklich und manchmal nach den Launen des Zufalls poetisch abspiegelt. Dieses merkwürdige Talent oder, besser gesagt, dieses Naturell bekundet sich auch in den übrigen Schriften des Herrn Weill, namentlich in seinem jüngsten Geschichtsbuche über den Bauernkrieg und in seinen sehr interessanten, sehr pikanten und sehr tumultuarischen Aufsätzen, wo er für die große Sache unserer Gegenwart aufs Vöblich-Tollste Partei ergreift. Hier zeigt sich der Autor mit allen seinen sozialen Tugenden und ästhetischen Gebrechen; hier sehen wir ihn in seiner vollen agitatorischen Pracht und Lächerlichkeit. Hier ist er ganz der zerrissene, europamüde Sohn der Bewegung, der die Unbehagnisse und Ekeltümer unserer heutigen Weltordnung nicht mehr zu ertragen weiß und hinausgaloppiert in die Zukunft, auf dem Rücken einer Idee...“ In der That, dieses Porträt Alexander Weills ist in jedem einzelnen Zuge gelungen, und wer zwischen

den Zeilen zu lesen vermag, der weiß, warum ihn Heine als einen gezwungenen Reiter ohne Sattel und Zügel auf dem Rücken der Idee herumreiten sah.

Man kann sich nun denken, wie komisch es Heine fand, als Weill in dem großen Weltkuddelmuddel der Revolution von 1848 sich zum Deputierten aufstellen ließ und sogar 16000 Stimmen erhielt. Heine schrieb damals an Meißner: „Il a l'air député des talons jusqu'aux sourcils“, und er versetzte Heinrich Laube einen feinen Nadelstich, indem er diesem am 12. Oktober 1850 in demselben Briefe, in dem er ihn wegen seines Buches über das deutsche Parlament heftig getadelt, unter anderem schrieb: „Deinen politischen Glaubensgenossen Alexander Weill sehe ich gar nicht mehr“.

Diese Aeußerung stimmt nun allerdings wieder gar nicht zu den Mitteilungen Weills selbst, der einfach behauptet, daß er gerade in den letzten Lebensjahren Heine sehr nahe gestanden, ja daß er sogar auf dessen religiöse Befeuerung einen wesentlichen Einfluß ausgeübt habe. Indes hat sich dieser Einfluß nach der hübschen Erzählung Alfred Meißners im großen Ganzen darauf beschränkt, daß Alexander Weill, der in seiner Jugend Vorbeter in einer Synagoge des Elsaß gewesen, dem kranken Heine auf der Matrazengruft sehr oft die altjüdischen Melodien vorsingen mußte. Die dicke Mathilde wunderte sich aber nicht wenig, wenn sie dieses unerhörte musikalische Lamento, dieses Tremolieren und Quinquellieren zu Ohren bekam. Als Weill seine erste Melodie vortrug, verkroch sich der Pudel Minka unter dem Sopha, und Kottotte, der Papagei, wollte sich zwischen dem Käfiggitter erhängen. „Herr Weill, Herr Weill“, rief Mathilde ängstlich, „treiben Sie doch den Spaß nicht zu weit!“ Weill fuhr aber auf Geheiß Heines fort, zu singen. Nun wandte sich Mathilde an ihren Gatten und fragte dringend: „Henri, sage mir doch, was sind das für Lieder?“ „Es sind unsere guten deutschen Volksgefänge“, erwiderte Heine, und bei dieser Aussage ist er hartnäckig verblieben.

Alexander Weill hat sich, wie ich schon am Eingang dieses Kapitels bemerkte, für einen biblischen Propheten gehalten. Zu einer seiner Schriften hatte er das Motto aus der Heiligen Schrift gewählt: „Einen Propheten aus Deiner Mitte, aus Deinen Brüdern, wie ich bin, wird der Ewige, Dein Gott, Dir auferstehen lassen“. Und in einer späteren Schrift wählte er für sich den Titel: „L'Isaïe de Faubourg Saint-Honoré“. Ich kann mir denken, daß Heine bei den religiösen Expektorationen Alexander Weills, und wenn dieser seine Ansichten über den Mosaismus und Esraismus entwickelte, die Augenlider hochgezogen und in seiner vernichtenden Weise gelächelt habe. Der arme Weill, der sich für einen Religionsstifter hielt, sah darin eine Zustimmung zu seinen Ansichten. So vertrugen sie sich ganz gut miteinander. Erst in den letzten fünfzehn Monaten vor Heines Tode kam es zum Bruch. Leider hat Weill darüber nichts Näheres erzählt. Er wollte die Umstände in seinen Memoiren ausführlich mitteilen, ist aber nicht dazu gekommen.

Unter den Wenigen, die Heine zu Grabe geleiteten, befand sich auch der Prophet des „Isaïe de Faubourg Saint-Honoré“. Er war, alles in allem genommen, doch ein guter Freund Heines, und man dürfte wohl auch auf ihn das Wort Goethes anwenden: „Es ist nicht genug, daß man sein Leben für einen Freund wagen darf, man muß auch im Notfall seine Ueberzeugung für ihn verleugnen können“.

Alexander Weill war dem Dichter ein Freund in der Not, ein Freund nach dem Tod und auch, nach dem schönen Sinngedicht, ein Freund hinterm Rücken. Auf diesen „drei starken Brücken“ ist er dem Dichter in das andere Leben, das er sich in seiner excentrischen Phantasie gar seltsam ausmalte, nachgefolgt. Heine hatte ihn gern, er unterhielt sich oft und viel mit ihm und er schätzte seine reichen Kenntnisse, namentlich in der hebräischen Litteratur. Die Donquichotterie seines Wesens aber und seiner religiösen Anschauungen hat er früher und besser erkannt als jeder andere. Eine solche große Donquichotterie war, im Grunde genommen, auch das Buch Weills über Heine. Ich weiß, daß er dies auch eingesehen und später wieder gutmachen wollte. Aber er hatte nicht mehr das Material dazu, denn er hatte die Briefe Heines an ihn durch einen Wiener Journalisten dem verstorbenen österreichischen Kronprinzen Rudolf verkauft, der sie seiner Mutter zum Geschenk gemacht hat.

Weill war besser als seine Bücher. Aber hier wie dort ist er bis zu seinem Tode ein moderner Don Quixote geblieben, und wie sein ehrfamer Vetter aus der Mancha rief er noch im Sterben: „Meine Religion ist die beste der Welt und ich der unglücklichste Ritter auf Erden — doch es ziemt sich nicht, daß meine Schwäche diese Wahrheit verberge. Stoßt zu mit der Lanze, Ritter!“ Aber dieser Ritter war kein verkappter Barbier, sondern vielleicht sein alter Freund Heinrich Heine, der ihm, wie er selbst gesteht, sehr oft im Traume erschienen ist.

Sechszwanzigstes Kapitel. Die Kleinen.

Ueberblicken wir die Reihe der Männer, deren Beziehungen zu Heine bisher geschildert wurden, noch einmal im ganzen, so ist es, als eröffnete sich unserm Blick die Aussicht auf ein weites Schlachtfeld. „Um mich her liegen die Leichen meiner Freunde, aber wir haben gesiegt“, so lautet ja der Hymnus des Dichters von „Schwert und Flamme“. Aber unter diesen Freunden fehlen uns bei der Rundschau doch einige, die nicht so sehr ihrer eigenen Bedeutung wegen, als vielmehr um des Dichters willen, oder weil ihre Beziehungen zu ihm für seine Lebensgeschichte entweder wichtig oder zum mindesten charakteristisch sind, nicht hätten übergangen werden dürfen. Ich nenne sie die Kleinen; nicht etwa an sich,